

Anduldsam.

Novellette zur Erinnerung an Hal-
ley's 100-jährigen Geburtstag, 27.
Mai. Von G. C. E. H. A. R. D.

Der Mai des Jahres 1819 hatte seinen Blüthenzauber über Rom ergossen. In Sonnenglanz gebadet lag die ewige Stadt. Trunkenes Glück schaute ein Jüngling auf das Häusermeer, auf die in goldenen Duft geschüllten Kirchthürme, von denen die Glocken jetzt das „Ave“ läuteten. Eine feierliche Stimmung überlief den Fremden, der heute erst in Rom angelangt war, voll von Hoffnungen für seine künstlerische Zukunft. War die leuchtende Sonne ein Bild derselben?

Langsam schlenderte er durch die Straßen, über all dem Schönen sah seinen Jweid, sich ein Zimmer zu mietzen, vergessend. Doch diese Baläste mit ihren Marmortreppen eigneten sich nicht für den armen Künstler; er schritt weiter in engere Gäßchen, in denen Mädelnklänge und Gesangs erkante. Endlich gelangte er zu einem Häuschen, das in einem großen, alten Garten lag.

Er lebte sich an die niedrige Mauer und blühte hinein in das grüne Paradies. Da sah er etwas Seltsames, Wunderliches, das seine Augen und Ohren fesselte und entzückte. Auf einem kurzgehornten Rasenplatz tanzte ein zierliches Mädchen und sang dazu. Lange goldbraune Locken fielen über das Haupt bis auf das blaue Häubchen. Zu den langsamen rhythmischen Bewegungen sah die gemessene Melodie. Den Text verstand der Laufschende nicht, aber die dunkel gefärbte Stimme, wie die Annuth der Tugendbewerberin.

Zu seiner Freude belehrte ihn eine Tante am Gesellen der „Casella“, daß hier ein Zimmer zu haben sei. Er trat er über die niedrige Schwelle und sah sich einer noch jungen Frau gegenüber, deren Antlitz die Spuren einmaliger Schönheit trug. Mit Hilfe der Zeichensprache übertrug er seinen Wunsch, die sie führte ihn eine feste Treppe in die Höhe. Das Zimmerchen war klein und dürftig möblirt, aber es gewährte einen wunderbaren Blick auf die Cypressen und Orangebäume des Gartens. Er war gleich eingeschrieben und folgte der freundlichen Frau zu ihrem Garten, dem Signore Verga, der die Oberaufsicht über den dem Duca Ermete gehörenden Garten hatte.

„Signore e pittore?“ fragte der blaße Mann.
„Rein, ich liebe der heiligen Kunst und hoffe, dort oben in Ruhe studieren zu können.“
„Bene.“ Sie jollen das Zimmer haben. Ich würde mich freuen, wenn Sie darin manches Lied zu Ehren der heiligen Jungfrau komponiren möchten. Wie ist ihr Name?
„Ich heiße Jacques Halsey und komme aus Paris.“
„Ah, aus dem Sündenbabel!“ murmelte Verga und wies dem Jüngling einen so hübschen Blick zu, daß dessen seine Zustimmung schon geseh. Doch da lagte ein dunkler Gedanken durch die Thürspalte, und ein feines Gesicht mit leuchtenden Augen wandte sich ihm zu, — seine Begünstigerin schanden.

In der kommenden Nacht hatte der junge Musiker einen seltsamen Traum. Er sah sich selbst, um Jahre gereift, in einem großen Theater eine von ihm komponierte Oper dirigiren. Das Publikum jachte ihm zu, er aber konnte sich nicht freuen, denn sein Herz war von einem Dolch durchbohrt. Jacques mußte lächeln, als er beim Erwachen die Bilder des Traumes noch einmal an sich vorüberleitete ließ; vermuthlich hatte der feurige Künstler, den er gern in der Daria getrunken, sie verursacht. Sorgsam heilte er sich an und begab sich zur schicklichen Stunde zu dem Abbate Baimi, dem Direktor der päpstlichen Kapelle, hatte er doch noch langjährige Studien bei Cherubini in Paris für seine Cantate „Germinia“ den Römer-Preis erhalten und wollte nun bei dem berühmten Meister italienische Kirchenmusik studiren. Sein Herz klopfte stark, als er sich Baimi vorstellte, aber frei und leicht ward ihm zu Sinn, als dieser seine Cantate rückte und ihm das Beste für die Zukunft versprach.

Von nun an studierte Halsey mit großer Eifer; er hatte sich ein Instrument bringen lassen und spielte mehrere Stunden am Tage. Er ahnte es nicht, daß meistens im dunklen Flur ein junges Gesicht andächtig seinen Tönen lauschte, die ihm eine Welt von Schönheit erschlossen. Doch einmal, als er hatte die Thüre aufschloß, weil ein Ton, halb Seufzer, halb Jubel an sein Ohr gedrungen war, sah er Marias liebliches Antlitz von Thränen behaart. Sie wollte stehen und blieb doch im Banne seiner bittenden Augen. Aber sie lachte hell auf, als er in fessamen Italienisch fragte, ob sie die Lust lie-

„Zu denen Du tanzt!“
„Ah, Sie haben es gesehen? Der „habbe“ will nicht, daß ich tanze, und doch ist es so köstlich, in der wonnigen Luft umherzuschweben!“
Die Stimme des Vaters trieb sie hinab. Als Jacques sie bald danach im sonnigen Garten sah, erschrad er. Sie war älter, als er gedacht, und es ziemte sich nicht, daß er sie Du nannte. Sie aber schalt, als er sie „Signorina“ anredete, und bat sich das vertrauliche „Maria“ aus. Sie war ein wunderliches Gemisch von Ernst und Frohsinn; so leidenschaftlich gerne sie tanzte und sang, so inbrünstig kete sie auch oft vor dem Bilde der Madonna in ihrem Stübchen. Der geistreiche, bigotte Vater zwang ihre Frömmigkeit in andere Richtung.

Halsey lernte bald von ihr das Italienische beherrschen, und er erklärte es für die schönste Sprache der Welt. Die fünf Jahre am Abend von Marias Lippen: „Felicite notte, Signore!“ oder ihr feuriges „Grazie, mille grazie!“ wenn er ihre Liebungsstücke spielte. Lange hörte er dann noch ihre halde Wohlgerüche die Melodien singen, die sich in ihr mustalisches Ohr eingeschrieben. Zuweilen tanzte sie im Mondenschein auf ihrem Lieblingsplatzchen, und der junge Musiker nahm dann wohl seine Geige in den Arm und begleitete ihre schwebenden Bewegungen mit weichen Tönen. So spannen sich zarte Fäden zwischen ihm und dem Mädchen, wie unzertrennbar dieselben waren, ahnten Beide nicht, war doch Maria in Halsey's Augen noch das Kind, für das sie sich selber hielt.

Jacques hatte sich schnell in Rom eingeblendet. Baimi bedurfte ihn, sein Können wuchs, und manch ein Liebeshlute im Sonnenschein dieser Tage. Zum zweiten Male schüttelte der Sommer seine Pracht über Rom, seit Halsey dort weilte und es schien ihm, als gäbe es auf der weiten Welt nicht Hesperides, als den stillen Garten, in dem die Rosen so berückend dufteten.

Im Herbst ging er auf vier Wochen zur Erholung in die Campagna, vier Wochen, in denen Maria täglich den Staub von seinem Instrument wuschte und wie lobend die Finger über die Tasten gleiten ließ, denen er so viel Wohlklang entlockte. Endlich sollte er heimkehren! Maria stellte einen Rosenkranz in sein Zimmer, legte ihr liebliches Sonntagsgleidchen an und eilte vom Garten ins Haus und wieder in den Garten mit klopfenden Pulsen. Nichts fand er vor ihr, Verwirrt, von heißer Gluth überzogen, wick sie zurück. Warum? Wer er nicht ihr Freund, mit dem sie sonst so harmlos pöckelte? Er sah sie mit einem seltsamen Blick an, so voll Staunen und Bewunderung, wie noch niemals, und seine Stimme lezte. Das Mädchen, das dort neben den Rosen stand, war kein Kind, keine Knospe mehr, sondern eine vollblossete Rose von begabender Schönheit!

Sie fanden in den nächsten Tagen nur wenige Worte, und Maria ging mit einem träumerischen, schwärmrigen Ausdruck an dem blauenhaften Gesicht umher.
Eines Abends sah sie unter einer Platane, das Köpfchen an den Stamm gelehnt, und lang ein Volkstüchden, in dem ein Mädchen um ihre verlorene Liebe klagte. Reife sam Halsey hinzu, und plötzlich wachte er, daß das seltsame Gefühl in seiner Brust Liebe war, tiefe Liebe zu Maria. Ihr Errotzen, ihr strahlender Blick verrieth ihm noch mehr. Wertlos sank sie in seine ausgebreiteten Arme. Die Welt um sie war verflucht.

Rede beschwiegen sie sich Liebesglück den Eltern. Die Wochen, die Monate schwendten ihnen dahin wie ein wonnepoller Traum. Am Osterfest gingen sie zusammen nach St. Peter, um dem herrlichen Gesang der päpstlichen Kapelle zu lauschen. In inbrünstiger Andacht sank Maria auf die Knie. Beim Verlassen der Kirche bemerkte sie, daß Jacques nicht das Kreuz schlug. Mit erschrocknen Augen sah sie zu ihm empor.

„Du bist nicht unseres Glaubens, Geliebter?“
„Rein, Maria, doch ich bete zu demselben Gott wie Du!“
Sie schweig, aber von nun an entzog sie sich ihm häufig. Was es nicht eine Sünde, daß sie einen Andersgläubigen liebte? Sie liebte die Madonna nur Vergewung an, aber die Religion konnte sie nicht mehr aus ihrem Herzen reiß, und unmöglich war der, der die religiöse Muht ihrer Kirche so wehevoll spielte, ein Verdammter. Wohl bemerkte Halsey ihr Schwanen, aber er rückte nicht daran, ihre Liebe mußte ja heben!

Kurze Zeit vor seinem Scheiden bat er Verga um Maria; er wollte sie zu der Seinen machen, sobald er sich einen Namen erworben.

„Ich habe persönlich nichts gegen Sie“, erwiderte der Alte. „Sie sind ein braver Mensch, aber wie ich fürchte, kein frommer. Ich sah Sie nie zur heiligen Beichte gehen.“

„Ich bin nicht Katholik“, jammelte Halsey.

„Was denn?“ rief Verga erregt.
„Ich bin von Geburt Israelit.“
„Ein Jude, und Sie wollen in mein Haus zu kommen, um mein Kind zu freien?“ Er lachte böhsisch auf. „Ihr glattes Antlitz täufchte mich und Ihr Spiel. Lieber will ich Moria tobt sehen, als in Ihren Armen!“
Dabei blieb es; er nähte noch in seiner Lechter der Gedanken, ihre Liebe sei eine Sünde. Sie mied fortan Halsey, nie mehr eröbte ihr Gesang, ihr frohes Lachen, sie brachte halbe Tage

in der Kirche zu, und eines Abends erklärte sie in blauen Lippen: „Ich will zur Buße und weil ich doch niemals mehr glücklich sein kann, den Salteier nehmen!“

„Unmöglich!“ rief Halsey, der die Worte gehört. „Du darfst Deine Jugend nicht hinter Klostermauern verstrauern. Stelle Deine Liebe über Deinen Glauben, sei mein!“
„Aber sie schüttelte nur stumm das Haupt und verließ das Zimmer.“
In seinen süßesten Hoffnungen getauscht, verließ Halsey Rom.

Als tiefstem Schmerzempfinden erklärte ihm in den kommenden Jahren ein Wert, in dem er ihm bestenden Ausred gab. Im Jahre 1835 ging in der Großen Oper „Die Nibir“ von Halsey in Szene und entsetzliche Stürme befiel. Der Componist aber sah noch einmal seiner Jugend Liebe und Leid an sich vorüberziehen. Neue Recha auf der Bühne, die so erschütternd sang:

„Dah ich Dich liebte, ach! ich muß es bereuen, denn der Glaube, er kann uns nicht vereinen!“

war seine Maria, die längst den Salteier trug. Mit Leopold hörte er sich selber bitten:

„Gieb mir Dein Herz zu einem, Der Glaube wird der Liebe weichen, Die über Sternen thronen!“

Vorbei, vorbei, die schmerzliche Frühdol! Doch ihr Grauegüh, mit dem er sich selbst von seinem Gram befreite, die herrliche Oper wird leben und ihres Schöpfers Namen unsterblich machen!

Aus dem Leben der Fremdenlegionäre auf Madagascar.

Einem Brief eines jungen Deutschen, der sich für die französische Fremdenlegion hat anwerben lassen und in dieser Truppe jetzt auf Madagascar dient, entnehmen wir die folgende Schilderung des Lebens der Fremdenlegionäre, die manches bezeichnende Licht auf die Zustände unter der französischen Herrschaft auf jener großen Insel im indischen Ocean wirft und gestattet, Schlüsse auf diese öblichen Zustände aus den Philippinen zu ziehen:
„Wie ich schon mittheilte, erhielten wir Befehl von unferer Depotarmison Majuna Ende Januar nach Tananarivo in Bewegung zu setzen. So brachte wir am 26. Jan. von dort auf. Unsere Compagnie, 160 Mann stark, wurde in vier Sectionen formirt, und jede Section erhielt den Auftrag, sich durch einen feststimmten Abschnitt des Landes nach Tananarivo zu begeben, überall rechts und links recognoscirend. Da unfer Abschnitt voller Sümpfe und von theilweise undurchdringlichem Wald bedekt war, so wurde meine Section bis Meventanana in einer „cazoniere“, das heißt einem kleinen mit zwei Geschüßen bewaffneten Dampfboot, auf dem Petrioboe expedirt; es war ein vier Tage lange, ganz romantische Reise. Von Sonnenaufgang bis zur anbrechenden Nacht fuhren wir; dann wurde mitten im Fluß der Anker geworfen. Angenommen waren die drei Nächte, die wir an Bord zubrachten, nun grabe nicht. Konnten wir uns am Tage wegen der sengenden Hitze nicht ausruhen, so hinderten uns in der Nacht Millionen von Mosquitos und sonstigen Schmäcken daran, das wir auf dem kleinen Boot insubhatt, was natürlich nicht daran zu denken, unsere Mosquitosnetze aufzuschlagen. Der Petrioboe ist, zumal gegen die Mündung hin, von ziemlich Breite; am zweiten Tage unferer Fahrt aber nahm er schon bedeutend ab, so daß er dort etwa mit der Soale zu vergleichen ist. Die Ufer sind theilweise mit dichtem Schilf oder Wald bedekt, theilweise flacht man weit in's Land hinein hohe Sanddünen, auf denen sich Kaimans (Alligatoren) mit weit ausgeperrtem Rachen in der Sonne wälzen. Jedemal wenn wir einen fahen, wurde ein wahres Salbenfeuer auf ihn eröffnet. Denn die Kaimans sind eine wahre Landplage hier in Madagascar, und jeder Soldat hat das Recht und die Pflicht, auf jeden Kaiman, den er sieht, zu schießen.“

Eimal während unferer Fahrt wurde halt gemacht und zwar in Marololao, um den während der Expedition von 1895 dort Bewachten die militärischen Ehren zu erwiesen. Rein Detachment fährt an diesem Friedhche vorbei, ohne ein Gleiches zu thun. Marololao selbst besteht nur aus etlichen traurigen Schilfütten; auf dem Friedhche liegen 6000 französische Soldaten, sämtlich durch Krankheiten dahingerafft, denn ein Gelekt hat daselbst nie stattgefunden. Wir präsentirten die Gesehre, der Hornist blies einen Trauermarsch, und dann ging es von Neuem vorwärts. Wie Manchem von uns ist wohl dabei der Gedanke gekommen, ob er nicht auch binnen Kurzem so ruhen wird, sei es von einer Kugel, sei es vom Sumpffieber oder der Typhenterie (Ruhr), zwei Krankheiten, die schlimmer sind als der Feind, dahingerafft.

Nach viertägiger Fahrt kamen wir dann in Meventanana oder auf französisch Superbiville an, so genannt, weil zwei französische Unternehmer, die Gebrüder Superbie, dort ausgebehtete Goldminen besaßen. In Meventanana gönnte man einen Tag Ruhe, und dann ging's hinein ins Unbekannte. Zu uns trafen daselbst eine

Compagnie Senegalesen, sowie eine Batterie senegalesischer Artillerie. Es sind das Truppen, die am Senegal angeworben, dann nach Madagascar geschickt werden und sich ausgezeichnet bewährten. Weiter erhielten wir Bourjanes, d. h. Träger für unser Gepäd. Jeder europäische Soldat hat für sein Gepäd einen Träger, der ihm Tornister, Zelt, Decke u. s. w. trägt, da wir niemals mehr tragen dürfen, als Gewehr, Feldflasche, Brodbrot, sowie die Patronentafel mit 120 Patronen. Jeder Offizier hat 10 Träger für sein Gepäd, sowie 8 für sich selbst, da er abwechselnd von je 4 getragen wird in einer Art Palanquin, der sog. Kilanjané. Das sind zwei Stangen, zwischen denen eine Art verstellbares Feldbett hängt, zum Einigen und zum Liegen eingerichtet. Der Rest der Bourjanes hatte die Lebensmittel zu tragen, deren wir für zwei Monate Vorrath hatten, nämlich Reis, Macaroni, Wein, Rum und Biscuit. Außerdem hatte unser Offizier eine Herde Ochsen gekauft, die uns folgten und von denen für unsere Section jeden Tag einer geschlachtet wurde. Frisches Fleisch hatten wir also so viel wie wollten. Der Rest wird den Bourjanes überlassen. Die Ochsen sind hier äußerst billig; für 20 — 25 Francs hat man ein prachtvolles Thier. Man muß es dem französischen Gouvernerment lassen, für unsere Nahrung werden hier verhältnismäßig kolossale Summen angewendet. Außerdem erhielten wir jeder 1 Kilogramm ausgezeichneten französischen Tabaks, Cigarettenpapier, Streichhölzer und eine Flasche Champagner. Alles das war von der „Union des Femmes de France“ gesandt für die Soldaten der Expedition.

Als Alles genügend vorbereitet war, brachen wir auf, und nun begann die Misere. Der Meventanana bis Tananarivo erstirfte keine Straße; man hatte bloß kleine Fußwege. Es geht immer bergauf, bergab. Keinen Moment ist man sicher, aus irgend einem Hinterhalt beschossen zu werden. Es mußte stets mit der äußersten Vorsicht vorgegangen werden. Trotzdem sind wir dreimal angegriffen worden, ohne Gott sei dank allzu große Verluste zu haben. Zwei Tode und sieben Verwundete — letztere mußten bis hierher nach Tananarivo nachgetragen werden — haben wir gefahrt, aber es hätte noch schlimmer gehen können. Zum Glück sind die eigentlichen Kehlen, die „Mahaobalos“, alle im Süden zusammengezogen. Im Mai wird eine große Expedition nach Süden organisirt, um Alles zu unterwerfen und auszurotten, was nicht nachgeben will; meine Compagnie soll daran Theil nehmen. Die Ganer, mit denen wir es jetzt zu thun hatten, sind Penben, zu mehreren Hunderten organisirt, die sich unter einander selbst bekämpfen; der Stärkere nimmt dem Schwächeren Alles ab. Kommt dann einmal ein Detachment Militär durch, das ihnen schmach genug scheint, so greifen sie es an; doch hatten sie nicht mit unferen Lebel = Gewehren gerechnet. Nach dreimaligem Angriff wurden wir in Ruhe gelassen. Beobachtet waren wir Tag und Nacht. Dann und wann kamen wir an eine menschliche Niederlassung, in deren Spuren vorluden waren, daß diese vor Kurzem erst verlassen waren; oder die Hüften waren ganz frisch niedergebehten. Manchmal wurde noch ein wenig Gehilg gefunden, das natürlich für uns keine Beute erklärt und verwendet wurde. Bis sechs Tage vor Tananarivo trafen wir keinen militärischen Posten an, da die ganzen Truppen an den Küsten entlang oder im Centrum und nach dem Süden hin stationirt sind.

Vom Feind hatten wir also nicht allzuviel auszufuchen, aber die sonstigen Strapazen! Da wir mitten in der Regenzeit waren, wurden wir natürlich alle Tage, die Gott werden ließ, bis auf die Haut durchnäßt. Kurz darauf wurden wir aber von der sengenden Sonnengluth getrodnet, um vielleicht zwei Stunden später abermals gehörig angefeuchtet zu werden. Aber es gab noch Schlimmeres als dies. Die Regengüsse hatten sämtliche Flüsse hoch anschwellen lassen, und da natürlich Brücken ein unbekannter Luxus sind, so ließ es eben durch! Manchmal waren wir bis unter die Arme nach, von oben nach und von unten. Dabei mußte beim Passiren der Flüsse stets große Vorsicht geübt werden, wegen der gefährlichen und gebissigen Kaiman, die fast in jedem Loch vorhanden sind. Jeder Mann muß, ehe er das Wasser passiert, 3 Patronen in den Fluß schießen, um die Ungheurer zu verschrecken. So haben wir manchmal an einem Tage 12 — 14 Wasserläufe zu passiren gehabt, einmal sind wir 16 Stunden an einem fast angehöllenen reißenden Fluße entlang marschirt, um eine Fuhr zu finden. Unmöglich! Endlich entdeckten wir zwei Piroguen, d. h. ausgehöhlte Baumstämme, in denen die Leberfahrt riskirt werden mußte. Hier könnt' Euch denken, daß manch Einem, der nicht schwimmen konnte, recht verzagt um's Herz wurde. Doch der „eiserner Muht“ verlangte es; der Fluß mußte passiert werden, und andere Transportmittel waren nicht da. Die Piroguen waren etwa 8 Meter lang und 50 Centimeter breit und tief; sie werden von einem Bourjian mit einer Art Ruder hinten gelenkt und mußten vom Strom selbst über den Fluß getrieben werden; auf der anderen Seite des Flusses wurde sie dann etwa 100 Meter dem Strom hinaufgezogen, bis wir wieder gegenüber unferer Landungsstelle angetommen waren. Wir mußten unsere Ge-

wehre, Patronen u. s. w. auf den Boden legen, uns dann zu finken in der Pirogue niederzulegen und während der Leberfahrt unbeweglich bleiben. Leber ging es dabei nicht ohne einen bedauerwerthen Unfall ab. Die Leute in einer Pirogue hatten nicht die nötige Ruhe bewahrt, und die Pirogue schlug um. Sofort stürzten sich 25 — 30 Bourjanes in den Fluß, und es gelang ihnen, zwei Mann und die Pirogue zu ergreifen. Drei Kameraden waren leider vom Strom schon hinweggerissen; wir haben nicht das Geringste von ihnen wieder zu seher bekommen. Außerdem waren die 5 Gewehr, 600 Patronen u. s. w. verloren.

Für einen Europäer ist es sehr schwierig, auf den reißenden Flüssen hier zu schwimmen. Man darf nie versuchen, gegen den Strom zu schwimmen oder ion zu durchqueren, da er das Wasser dem Schwimmer über den Kopf wirft, so daß dieser leicht die Besinnung verliert. Man muß sich im Gegenheil vom Strom treiben lassen und nur suchen, sich über Wasser zu halten; bei einer Biegung wird man dann von selbst an das Land geworfen. — Der Rest der Leberfahrt ging glücklich von Statten, und an anderen Tagen konnten wir Abends dann den Marsch wieder aufnehmen.

Sechs Tage vor Tananarivo kamen wir an einen großen militärischen Posten und zwei Tage darauf in ein großes Dorf Antanjobe; von da ab war Alles wieder wie mit einem Schlage verändert. In Antanjobe fängt die Compagnie an, ein nettes truchtares Hochplateau, 1500 Meter über dem Meeresspiegel gelegen, in dessen Centrum sich Tananarivo befindet. Eine prachtvolle Chaussee führt von Antanjobe nach Tananarivo, und rechts und links streiten sich, soweit das Auge blickt, Felder aus, mit Kartoffeln, Rüben u. s. w. bebaut; dazwischen liegen Reisfelder, die unter Wasser stehen. In der Chaussee entlang giebt es prächtige Ananasstöcke; zwei Früchte von der Größe eines Kinderkopfes kosten 5 Centimes. Selbst das Klima hat sich geändert. Wir haben jetzt in Tananarivo vollständig europäisches Wetter, d. h. außerordentlich richtiges Mittelwetter, Regenreicher und Sonnenschein in buntem Gemisch.

Wir waren natürlich froh, als wir Dienstag, den 28. März, nach genau achtwöchigem Marsch hier ankommen, wo wir die anderen Sectionen schon vorfonten, bis auf eine, die erst zwei Tage später hier eintraf. Doch wie sieht die Compagnie jetzt aus! Von den 160 Mann, die wir in Najunga ausrückten, sind es nicht mehr 60, die noch richtig auf den Beinen sind. Außer 14 Todten, deren Verlust die Compagnie zu beklagen hat, fehlen Dugende, die im Lazareth und im Krankenhaus liegen. Wir, die wir noch auf den Beinen sind, haben auch Alle mehr oder weniger Fieber. Die ungewohnte Ruhe nach den ungeheuren Strapazen hat Alles auf die Seite geworfen. Nun, wir haben jetzt Zeit, uns bis zum Mai auszuruhen, wo wir dann in Colonne nach dem Süden gehen, vielleicht noch größeren Anstrengungen entgegen.

Wir lagern hier auf dem Fort Ducloux, auf einem Berge, etwa 20 Minuten von der Stadt entfernt und haben eine prächtige Aussicht. Tananarivo, d. h. tausend Dörfer, liegt zu beiden Seiten eines Berges. Auf dem Gipfel liegen das Palais der Krönin, die jetzt nach Majer verbannt ist, und das Palais ihres einstigen ersten Minister's, das jetzt als Gouvernementsgebäude dient, umgeben vom europäischen Viertel. Es giebt dort sogar eine Nennbahn für Kabfahrer. An den Abhängen liegen die verschiedenen Viertel der Eingeborenen, und um Tananarivo herum — ein prachtvoller Anblick — gruppiren sich, so weit das Auge reicht, Dörfer und Dörfer, durchzogen von Silberströmen von Flüssen, die die Reichthümer herleiten. Doch genug der Beschreibung für heute; Weiteres spare ich mir für das nächste Mal auf.

Ich habe dieser Tage so reichlich süchtig an Euch gedacht, wie Alles zum schönen Osterfest verflammelt ist, und ich bin hier in so weiter, weiter Ferne, leider durch eigene Schuld. Wird es mir noch einmal vergönnt sein, Euch alle meine Lieben wiederzusehen? Drei Jahre sollen wir hier bleiben, aber Beringe dienen hier länger als ein Jahr, da sie meistens schon durch die Fieber so geschwächt sind, daß sie in die heimathliche Garnison zurückgeschickt werden müssen; nun, wie Gott will! Bis jetzt geht es mir noch ganz gut; zwar habe ich, seit wir hier sind, auch alle Abend Fieber, 39 selbst 40 Grad, aber darauf an sich braucht man nicht viel zu geben; so lange die Fieber nicht von anderen Krankheitserscheinungen begleitet sind, hat das so viel nicht zu sagen. Fieber hat eben zeitweise hier zu sein, wie auch mit der Zeit Jeder durchmachen wird. Doch nun laßt mich für heute meine ausführlichen Zeilen, die mein Osterfest mit Euch bedeuten, schließen; hoffentlich werdet Ihr mir so bald wie möglich Antwort darauf zugehen lassen.

A. S. Küßt mir doch, bitte, jedesmal Prof = David und ein Couvert ein, wenn Ihr schreibt, denn ich kann mich niemals damit für den Marsch versehen, da unsere Tornister oft ganz und gar durchnäßt sind, und in ihnen das Papier verdirbt.“
„Wer seinen Jörn hinunterjohlt, hat ihn noch lange nicht verbut.“
— Aus ein Mittel. „Ach, morgen kommt meine Mama!“ — „Ich tritt Dich — doch sie weg!“

Wie die deutschen Stämme sich verurtheilen.

Ein lebenswürdiger Beitrag — zur Spottlust des Volkes, aber auch zu seiner Charakterisirungsfähigkeit ist ein vom „Bar“ gemachte Zusammenstellung der Sprüchwörter und Redensarten, die die deutschen Stämme für einander gebraucht haben. Die bezeichnendsten Beispiele seien hier wiedergegeben. Die Charakteristik ist in großen, groben Linien gehalten, aber Wahrheit und Dichtung, Ernst und Spott, Bewunderung und Bosheit haben diese Worte knapper Stammes- und Menschenbilderung geprägt, und Niemand wird wagen, diese kurzen Auszüge von Volkssympatien und Antipathien zu vertreten: Die Preußen sind heftig; sie haben aber zwei Nagen und kein Herz. Ein preussisches Dorf macht sich immer über das andere lustig, und an Spottman ist kein Mangel. Die Königsberger lieben Glanzniedel oder Spelingschluder, die aus Fischhäuten Silberfüßer (Zunftfüßer) und Modepöpsler (Müdenpöpsler). Die Pommer gelten für oberflächlich. Ein einäugiger Pommer sieht mehr als drei Rastuden. Stunderlöpe heißen die Kamminer, während die Bewohner Gallnuchs sich mit dem Namen Pomuchelstöpfe (Tummtöpfe) abfinden müssen. Ja-tobsbagen wird auf Schafstoppfahnen gereimt, Grabwisch ist gleichbedeutend mit „unersächäm“. Die fanbige Umgebung wird mit den Worten charakterisirt: „Wer bei Gallnuch hundert Morgen Land hat, dem fliegen neun-unbezügig in der Luft herum.“ Aus der Provinz Posen wird besonders ein fürchterlicher Derameter zitiert, der die sieben schrecklichsten Fehler der Provinz — Neferich, Pomst, Krotoschin, Hilde u. s. w. — feiert. „In Polen ist nichts zu holen“, heißt es ferner. Die Schlesier sind Gelfresser, lautet ein Scherzwort, das an eine Sage anknüpft, demzufolge die Schlesier in alter Zeit eine Gelin für einen großen Hofen gehalten und verpestet haben. Auf den klaffischen Boden der Gelegenheits-Poesie weist das Sprüchwort hin: „Der Schlesier kann ohne Reim den Sonntag = Rod nicht anziehen.“ Die ärmliche Bevölkerung von Obernitz hat das schlichte und ergreifende Wort geprägt: „Obernitz liegt zwischen Sorge und Kummernitz.“ Lieber Brandenburg berichet der Volksmund allerlei Poschastis. Bekannt ist: „Berliner Kind, Spandauer Wind, Charlottenburger Pferd sind alle drei nichts werth.“ Und „Knödelmann nichts als Sand.“ Stolz sagt der Harzer von sich: „Harzer Kind, äußerlich arm und abgedrückt, innerlich reich geschmückt.“ Nach Holzer sieht der letzte Kriese das: Lieber tobt als unfrei; „Lieber duab als Slaam“ heißt es in dem Gebicht von Liliencron; Jeder ist ein Freibeiter; Gehalt ist ihm unbekannt, er liebt nur das Recht und daß die rohe Gewalt. Ein starkes Heimathgefühl zeichnet ihn aus, und treu und knapp ruft sein Spruch aus: „Ost = West, i' Duus best.“ Mit friesischer Treue kommt man so weit wie mit holländischen Dufaten. Auch von den Schleswiga = Holsteimern gilt das Herrenschrift, die verteidigen ihr Recht mit dem Schwerte. Herren wollen auch die Dithmarscher sein. — Im Thüringer Lande haben die Jeneser Mädchen keinen besonders guten Ruf. „Wenn's Kirchstücken regnet und Bratwürste schneit, dann werden die Jeneser Mädchen geschickt.“ Der kleinliche Partikularismus der Duobezhanten wird hübsch verpettet: Man biitlen den Herroott um Sonnenschein für Neuf = Greiz = Schley und Lobenlein. „Mollen die andern auch was ha'n, mögen's dem Herrgott selber sa'n.“ Mit Bayern und der Eienart seiner Bewohner hat sich die Volksmeinung oern und ausfürlich befaßt. „Lieber bayerisch sterben als österrichisch verderben“, heißt ein stolzes Wort. Freilich ist der Bayer als groß und „ungebadet“ bekannt, aber jeder Franze ist doch als ein Edelmann. Nürnberg wird für die Perle des deutschen Reiches gehalten. Die Pfälzer dagegen werden thüchtig gebänselt. „An dem Pfälzer ist nichts als ein großes Maul“, behaupten die Bayern. Das bayerische Bier muß natürlich herhalten, um den Drinker zu charakterisiren. „Der Bayer dubelt Alles, selbst das Fregefeuer, wenn er dabei nur gutes Bier trinken kann.“

Wie Fürst Albert von Monaco über sein Verhalten zur Spielbank denkt.

Das hat er dem mitfühlenden Bufen eines Ausstragters vom „Berl. Lokalan.“ anvertraut. Er sagte danach: „Monaco ist jetzt ein blühendes, wirtschaftlich gefundes Land, in dem ein glückliches Volk lebt und Jeder sein Auskommen hat. Würde ich meinem Lande die Spielbank nehmen, dann würde ich den Lebensnerv durchschneiden und der Ausdruck einer Volksempörung wäre zu befürchten. Jeder Fürst, ob groß, ob klein, daß nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, in allererster Reihe an das Wohl seines Landes zu denken, und mit dem Glück seiner Unterthanen, das mir als Fürst am Herzen liegen muß, hängt die Eriksen der Spielbank zusammen. Diefer Umstand muß für mich ausschlaggebend sein, alles Andere darf nicht tummern.“ — Diefer edle Albert! Also aus Pflichtgefühl und im Dienste seines Landes dubelt er, daß jährlich Hunderte von Spielzen in seiner Spielhölle ruiniert werden und Dugende zu Grunde gericherte Menschen vor den Fenstern seines Palastes ihren verfluchten Leben ein Ende machen.